

3.2.2 Michel Leiris

»[I]ch würde mir wünschen (auch wenn ich am Proselytentum kaum Gefallen finde), daß möglichst viele meiner künstlerisch oder literarisch tätigen Freunde, die in der Mehrzahl von letzten Endes rein ästhetischen Fragen in Anspruch genommen werden oder in sterilen Streitereien zwischen den einzelnen Gruppen befangen sind, denselben Weg einschlägen wie ich: daß sie reisen, und zwar nicht als Touristen (was heißt, ohne Herz zu reisen, ohne Augen und ohne Ohren), sondern als Ethnographen, und daß sie dabei in einem allgemeineren Sinne menschlich und offen genug werden, um ihre mittelmäßigen kleinen ›Manien der Weißen‹ (wie bestimmte Neger sagen) zu vergessen und auch das zu verlieren, was sie sich unter ihrer Identität als Intellektuelle vorstellen.« (Leiris 1981a, 35)

Das Fremde in uns. Überlagerungen von Eigenem und Fremdem, von Ethnologie und Dichtung, von Imagination und Leben – dies sind nur einige der Stichwörter, die einem zur Charakterisierung der Arbeit von Michel Leiris einfallen. Sein Schaffen und Denken umspannt zahlreiche Bereiche, die er miteinander in Beziehung setzt: »In einer ›derart seichten Epoche‹ erscheinen ihm der Stierkampf, die Magie und der Primitivismus, die Mythen, Riten und Kulte ebenso wie die Poesie, die Revolte und jede Form ›großer‹ Leidenschaft der Aufmerksamkeit wert und bannen ihn – zumindest als Faszinosum, als Ort oder Akt des Heiligen und Geheimnisvollen; jederzeit bereit, den gerade erst beschworenen Mythos wieder fallen zu lassen.« (Heinrichs in Leiris 1992, 12)

In den Augen von Leiris ist das Schreiben vergleichbar mit einem Stierkampf, die Literatur wird zur Arena. Die Tauromachie ist für ihn ein Modell des Existierens. Leiris sucht die totale Aktivität des Seins, in der Reales und Imaginäres, Bewusstes und Unbewusstes zusammengehören, er forscht nach dem »ganzheitlichen und integralen Menschen« – hier verrät sich sein Bezug zu seinem Lehrer Marcel Mauss und zum Surrealismus. Er verbindet – ähnlich wie Lévi-Strauss in seinen »Traurigen Tropen« – das Poetische und die Ethnologie zu einer *Ethnopoetologie*. Er berichtet über fremde Kulturen und seine eigene, bis an die Grenze seines Selbst; deutlich wird dies besonders in seinen damals einzigartigen autobiographischen Büchern, die gleichsam autoethnographisch das Fremde im Eigenen umreißen. Sein Collège-Beitrag zum »Heiligen im Alltagsleben« ist hierfür ein besonders gutes Beispiel. Die ethnographische Eigenanalyse verknüpft sich bei Leiris mit der Psychoanalyse und der Soziologie. »Sein Bezug zur Wissenschaft Psychoanalyse – wie auch zur Soziologie – ist dadurch gekennzeich-

dem Collège im Kapitel zur Wirkungsgeschichte. Den Begriff der Kommunikation nimmt er vielleicht von Karl Jaspers auf, wie Bernd Mattheus vermutet (vgl. Mattheus 1984, 323), nicht jedoch Jaspers Dialektik zwischen Selbstsein und Hingabe. Bataille unterscheidet zwischen einer schwachen und einer starken Kommunikation. Zum Beispiel gibt es in sexuellen Akten oder in der Erotik verschiedene Arten von »starker« Kommunikation, die grundlegend von rationalen Gesprächen sowie von der Dreiteilung »Sender, Information, Adressat« zu unterscheiden sind. Sie haben nach Bataille einen »stärkeren« Charakter, weil sie zu »liminalen Brüchen« (Victor Turner) in den eigenen Körpergrenzen beitragen.

net, daß er deren methodische Vorgehensweisen anerkennt, deren Terminologie jedoch nur äußerst zurückhaltend anwendet.« (Heinrichs in Leiris 1992, 12)

Leiris entstammte einem bürgerlichen Elternhaus.¹⁹¹ Er wurde am 20. April 1901 in Paris geboren und war das dritte Kind einer wohlhabenden Familie aus dem Mittelstand. Zu Hause und in der Schule wurde er katholisch erzogen. Anfang der zwanziger Jahre lernte er den Musiker Roland Manuel kennen, der ihn mit Max Jakob bekannt machte. Roland Tual, den er bei Max Jakob traf, führte Leiris dann zu seinem späteren »Mentor« André Masson. Leiris' erste Veröffentlichung beschäftigte sich mit Massons Zeichnung »Désert de mains« und wurde 1924 in der Zeitschrift »Intentions« publiziert. Masson ermutigte ihn, weitere Texte zu schreiben. »In der Poesie aber war Max Jakob mein Lehrmeister. Ich schickte ihm Gedichte, und er verbesserte sie, oder genauer: er sagte mir im allgemeinen, sie seien schlecht. Er tat gut daran; und auf diese Weise habe ich meine Lehrzeit absolviert. Massons Einfluß beruhte auf seiner Malerei und seiner Persönlichkeit. Er war sehr gebildet und wußte unglaublich viel.« (Leiris 1992, 155)¹⁹² Durch Roland Manuel begegnete er einem der Gründer des Musée de l'Homme: Georges-Henri Rivière. Eine entfernte Verwandte Rivières war mit Manuel verheiratet: »Als sie merkten, daß ich mich für moderne Kunst interessierte, luden sie mich zu sich ein, wo sie jeden Montag Leute empfangen; ich lernte dort Max Jakob kennen und auch Ravel. Eines schönen Abends trat da jemand namens Georges Rivière, der damals noch nicht Georges Henri hieß, mit zwei Begleitern auf, setzte sich unverzüglich ans Klavier und spielte mit viel Feuer mehr oder minder jazzartige Melodien.« (Leiris 1992, 167f)

1924 schloss sich Leiris der surrealistischen Bewegung an. Auf die Frage, ob er seine Teilnahme am antibürgerlichen Surrealismus nicht als einen absoluten Bruch mit seinem familiären Milieu und dem bürgerlichen Mittelstand ansehe, antwortete Leiris in einem Gespräch: »Ich habe das niemals als einen Bruch empfunden. Ich hatte ganz einfach keinerlei Lust, einen Beruf zu ergreifen, ganz gleich welchen, ich wollte schreiben.« (Leiris 1992, 156)

Durch die Vermittlung von Jacques Lavaud begegnete er 1924 Georges Bataille. 1926 heiratete Leiris Louise Kahnweiler. Im selben Jahr trat in die kommunistische Partei ein. In einem Text über Rimbaud aus dem Jahre 1926 schrieb er dazu:

»Wenn er [der Dichter, S.M.] dann die individuelle Revolte aufgibt, weil ihm klar geworden ist, daß sie nur zu seiner eigenen Zerstörung führen kann, ohne daß er an der Welt auch nur das geringste verändert, d.h. zerstört hätte, dann wird er sich der sozialen Revolution zuwenden, dem einzigen wirksamen Weg, seine Revolte zum Tragen zu bringen, dem einzigen Mittel zur Umwertung der Werte. [...] Allein die

191 Für die folgenden biographischen Angaben vgl. Leiris (1996) sowie das Buch »Ein Leben als Künstler und Ethnologe. Über Michel Leiris« von Hans-Jürgen Heinrichs, dem das Verdienst zukommt, vor allem die ethnologischen Schriften von Leiris in Deutschland herausgegeben und bekannt gemacht zu haben. Ferner siehe Leiris (1992, 152–189), Leiris (1975), Chapuis (1973) und Maubon (1994).

192 Zu Max Jakob siehe auch Leiris' Traum vom 15./16. März 1923 in seinen Traumprotokollen »Lichte Nächte und mancher dunkle Tag« (Leiris 1981d, 12).

Revolution kann uns von der schändlichen toten Last der Überlebten befreien. Eine vollständige Erneuerung der Beziehungen der Menschen untereinander muß aus ihr erwachsen. Das ganze alte, faulende Gerüst des zeitgenössischen Denkens wird durch sie zum Einsturz gebracht werden. Gründe genug, meine ich, mehr als genug, damit jeder wirkliche Dichter sich ihr mit Leib und Seele verschreibt.« (Leiris 1981a, 50f)

1929 brach Leiris mit dem Surrealismus um Breton und schloss sich der Gruppe um Bataille an. Dieser hatte gerade mit Rivière die Zeitschrift »Documents« gegründet, bei der Leiris nun mitarbeitete. »Documents« war mit ihren vielfältigen Themenbereichen ein wichtiger Schritt für die Etablierung und Konsolidierung der Ethnologie in der Zwischenkriegszeit: Es schrieben in der Zeitschrift sowohl Universitätsprofessoren, Marcel Mauss zum Beispiel, als auch Maler, Dichter und ehemalige Surrealisten; Hauptverantwortliche waren Bataille, der sich jetzt zum ersten Mal als Anführer einer Gruppe positionierte, Carl Einstein und Georges-Henri Rivière (vgl. Leiris 1981a, 67–76). Leiris stellte sich in seinem 1930 in »Documents« erschienenen Beitrag als Ethnologe vor. Der Beitrag über »Das Auge des Ethnographen« (Leiris 1981a, 29–35) behandelte seinen Weg von der Begegnung mit Raymond Roussels »Impressions d'Afrique« bis hin zu der geplanten Reise »Dakar-Djibouti«. Interessant ist seine an Mauss angelehnte Definition der Ethnographie als eine Wissenschaft, die »alle Zivilisationen auf dieselbe Stufe stellt und trotz der mehr oder weniger großen Komplexität des Überbaus oder des mehr oder weniger prononcierten Raffinements der sogenannten ›Moralbegriffe‹ keine von ihnen als a priori wertvoller betrachtet als die andere: sie ist hierin die im allgemeinsten Sinne menschliche Wissenschaft [...]« (Leiris 1981a, 31)

Ethnologie war in den Augen Leiris' jene Wissenschaft, in der sich der Forscher mehr als in anderen Disziplinen auf persönlichste Weise verbürgt. Leiris offenbart mit dieser Bestimmung ein am Collège ebenfalls vertretenes Wissenschaftsverständnis »geprägt von der Haltung des Surrealisten: dem Bewußtsein notwendiger Radikalität, der Revolution und Revolte in allem, der kompromißlosen Unzufriedenheit mit sich selbst und den anderen.« (Heinrichs 1992, 44f)

1929 lernte Leiris Marcel Griaule kennen, der ihn auf die Expedition »Dakar-Djibouti« (1931–1933) mitnahm.¹⁹³ Schon zuvor hatte er Griaules Arbeiten gelesen; Leiris interessierte vor allem die so genannte »Neger-Kunst« – die Ethnoästhetik. Die Ziele der Forschungsreise waren das Zusammentragen von Sammlungen für unterschiedliche Museen, das Studium vom Verschwinden bedrohter Völker und Bräuche, das Anfertigen von Dokumentarfilmen und die Aufzeichnung von Sprachen und Gesängen sowie die Verbesserung der Beziehungen zwischen Kolonialbeamten und den Völkern. Beteiligt war neben Leiris und Griaule auch André Schaeffner, ein Spezialist

193 »Eigentlich entstand erst mit der Mission Dakar-Djibouti (1931–1933) von Griaule und seinen Mitarbeitern eine andere Konzeption, die die Feldarbeit als unumgängliche ›Initiation‹ des Ethnologen sah, der endlich in sich den Forscher, Praktiker und Theoretiker vereinte. In diesem Konzeptionswandel sollte Marcel Mauss eine Hauptrolle spielen.« (Centlivres 1990, 172)

für musikalische Organologie des ethnographischen Museums am Trocadéro (vgl. Leiris 1981a, 29). Nach Angaben von Leiris sollte die Expedition dazu beitragen, »den Rassevorurteilen, deren Ungerechtigkeit man nie genug entgegenzutreten kann, einen Riegel vorzuschieben. Dies allein genügt, um dem Unternehmen, über sein wissenschaftliches Interesse hinaus, eine große menschliche Tragweite zu verleihen.« (Leiris 1981a, 34) Ein besonderer Reiz lag für Leiris darüber hinaus darin, mit dem »seichten Leben« und der Langeweile in Paris zu brechen, kurz: ein anderer zu werden (vgl. Leiris 1980, 245):

»Als ich von einer fast ausschließlich literarischen Tätigkeit zur Ethnologie überwechselte, wollte ich mit den intellektuellen Gewohnheiten brechen, die bis dahin die meinen gewesen waren, wollte in der Berührung mit Menschen anderer Kulturen und anderer Rassen die trennenden Mauern niederreißen, zwischen denen ich erstickte, und meinen Gesichtskreis auf ein wahrhaft menschliches Maß erweitern. Aber so verstanden konnte die Ethnographie mich nur enttäuschen: Eine Wissenschaft – wenn auch vom Menschen – bleibt eine Wissenschaft, und die distanzierte Beobachtung kann allein keine Berührung schaffen.« (Leiris 1980, 20)

Leiris publizierte nach der Expedition seine persönlichen Aufzeichnungen, die er während der Forschungsreise gemacht hatte. Mit dem daraus entstandenen und für damalige Verhältnisse höchst ungewöhnlichen Reisetagebuch »L'Afrique fantôme«, einer Art Entmystifizierung üblicher Reiseberichte, trug Leiris zu einer eigenen Gattung von Ethnographie bei, in der eigene Erfahrungen, Auto-Ethnographie und Feldforschung eine eigentümliche Mischung eingehen und in der Subjektivität, Irritation der eigenen Identität, Selbst-Analyse, Authentizität und Ethnologie miteinander verknüpft werden.¹⁹⁴ Er schreckte nicht davor zurück, in seinem Reisetagebuch auch von den Raubzügen zu berichten, bei denen er und Griaule sakrale Gegenstände von den Eingeborenen entwendeten und erpressten (vgl. Leiris 1980, 111ff). Verärgert über das Buch und die neuartige Art von Feldforschung, kündigte Griaule seine Freundschaft mit Leiris auf: »Er [Griaule, S.M.] war wütend, als das Buch erschien, und meinte, daß ich die Zukunft der Feldforschung kompromittiere und dergleichen mehr ... « (Leiris 1992, 179).

Auch Marcel Mauss las das Reisetagebuch: »Er hat mich ermahnt, zwar väterlich und gütig, aber letzten Endes war er nicht einverstanden.« (Leiris 1992, 179) Nach der Reise besuchte Leiris regelmäßig die zuvor nur sporadisch aufgesuchten Seminare von Mauss.¹⁹⁵ Mauss meinte zu Leiris, er sei ein Literat und unseriös: »[E]r [Mauss, S.M.] erzählt auch herum, daß dieses Buch für die Ethnographen, den Kolonialbeam-

194 Die »Tristes Tropiques« von Lévi-Strauss reihen sich in diese Art von Ethnographie mit ein. Zur Begegnung zwischen Leiris und Lévi-Strauss vgl. Lévi-Strauss und Eribon (1989, 83).

195 Auch Mauss kannte die Richtung einer literarischen Ethnologie: »Er nannte als Beispiele Schriftsteller wie Lafcadio Hearn. Seit den Plänen für das Vorwort von *L'Afrique fantôme* war ich der Meinung, daß in der Ethnographie die Subjektivität beteiligt sein muß, aber eine Subjektivität, so würde ich sagen, die im Dienste der Objektivität steht. Man muß das Objektive, die Außenwelt, letztlich die anderen, auf gültige Weise beschreiben. Nicht sich selbst. Man

ten gegenüber, sehr unzutraglich war. Eigentlich schmeichelt mir diese Rolle als Sündenbock ziemlich, auch wenn ich mir damit Schwierigkeiten einhandeln kann.« (Leiris 1996, 200)

Vor der Zeit des Collège hatte nicht nur Bataille zur Verausgabung und Selbstentgrenzung gearbeitet, sondern auch Leiris. Nach seiner Afrika-Reise veröffentlichte er 1934 »Le culte des zars à Gondar (Ethiopie septentrionale)« (Leiris 1934), einen Artikel über die Besessenheitskulte durch die *zâr*-Geister der Äthiopier von Gondar (vgl. auch Leiris 1979b). Es folgte zur Zeit des Collège dann der Beitrag »La croyance aux génies »Zar« en Ethiopie du Nord« (Leiris 1938). Leiris beschäftigte sich demnach vor und während der Zeit des Collège intensiv und vor dem Hintergrund der Ethnologie mit kollektiven und individuellen Erregungen und Überschreitungen. Oft, so Leiris in dem Beitrag, sind die manisch Besessenen, die sich in meistens aus Frauen bestehenden Kult-Gruppen zusammenschließen, Simulanten und leben von ihrer theatralisch dargestellten Besessenheit. Hier eine knappe Beschreibung einer dieser Frauen:

»Die Beobachtung der Lebensweise Malkâm Ayyahus [...] führte mich schließlich dazu, ihre *zâr* als eine Art von Garderobe aus verschiedenen Persönlichkeiten zu betrachten, die sie, je nach den Notwendigkeiten und Zufällen ihres alltäglichen Lebens, anlegen konnte, die ihr Verhaltensweisen und vorgezeichnete Haltungen anboten – auf halbem Wege zwischen dem Leben und dem Theater. [...] Eine eingehende Untersuchung könnte sicherlich noch viele Erkenntnisse über diese zweideutigen Zustände gewinnen, bei denen es unmöglich scheint, abzuwägen, wie sehr das Verhalten des Ausführenden von der Konvention und wie weit es von echter Beteiligung bestimmt ist.« (Leiris 1979b, 136)

Griaule und Rivière verdankte Leiris seine Laufbahn als Feldforscher und Ethnograph. Durch Rivière lernte er auch Paul Rivet kennen, der zusammen mit Mauss und Lévy-Bruhl das »Institut d’Ethnologie« gegründet hatte. Rivet war in den Augen von Leiris ein »Hitzkopf« und ein »schwieriger Mensch, mit offensichtlichen Eigenschaften eines Mannes der Tat. [...] Er stand 1943 mit Langevin an der Spitze des antifaschistischen Kampfes; in seinem Unterricht war er immer kategorisch antirassistisch. Ich habe seine Vorlesungen besucht, als ich mich auf das Ethnologische Institut vorbereitete; es waren hervorragende Vorlesungen, von äußerster Klarheit [...], aber verglichen mit Mauss war das gar nichts.« (Leiris 1992, 168) Rivet kritisierte Leiris’ Reisetagebuch nicht direkt, er wollte sein Image nicht verlieren, wie Leiris (1992, 179) vermutet. Der Bruch mit Griaule bestimmte Leiris’ weitere Stellung am Musée de l’Homme, so sei er ein vereinzelter, literarischer Außenseiter am Rande der institutsbestimmenden Aktivitäten geblieben (vgl. Heinrichs 1992, 45).

1934 lernte Leiris den Soziologen und Ethnologen Alfred Métraux, einen Freund Batailles, kennen (vgl. Leiris 1981a, 62–66). Mit ihm zusammen entwickelte er einen »aktiven Humanismus« und engagierte sich gegen den Rassismus:

bringt sich selbst ins Spiel, um die »Berechnung des Irrtums«, »la calcul de l’erreur«, zu erlauben.« (Leiris 1992, 181)

»Nach langen Jahren herzlichsten Einvernehmens kam es schließlich zur effektiven Zusammenarbeit auf dem Gebiete des aktiven, auf genaueste Informationen gegründeten Humanismus und Antirassismus, dessen hartnäckiger Verfechter Métraux zeitlebens war. [...] Ich muß mich mit dem Bekenntnis begnügen, daß er und mein alter Freund Bataille zu den wenigen gehören, von denen ich gelernt habe, daß nichts wertvoller ist als jene, nur in wenigen Individuen zustande gekommene Verschmelzung: eine ungestüme Leidenschaft zu leben, verbunden mit einem untrügerischen Wissen um das darin liegende Lächerliche.« (Leiris 1981a, 62f)

Métraux und Leiris waren bestrebt, den Völkern ihre eigenen Fähigkeiten und kulturellen Errungenschaften bewusst zu machen, Ethnologie sollte in ihren Augen den so genannten »unterentwickelten« Ländern dazu verhelfen, sich gegen die Weltwirtschaft behaupten zu können. Mit Hilfe einer »lokalen Ethnographie« hätten die Völker ihre eigene Originalität selbst zu entdecken und der vom Kolonialismus eingesetzten, ethnozentrischen Ethnologie entgegenzutreten. In einem Vortrag über die »Kulturelle[n] Aspekte der Revolution«, den Leiris 1968 in Havanna hielt, sprach er sich für eine »gesamtheitliche Kultur« des nicht mehr entfremdeten Menschen aus; »es gilt, dem betreffenden Volk den wahren Platz zu zeigen, den es in der Kultur und Geschichte der Menschheit einnimmt, und von hier aus vorzuführen, welchen Beitrag es zur kommunistischen Zivilisation leisten kann.« (Leiris 1979c, 122) Auch den Künstlern käme eine tragende Bedeutung zu. Revolutionäre Kunst dürfe dabei nicht nur in Propagierung des revolutionären Geistes bestehen, sondern habe darauf abzielen,

»in Vorausdeutung des zukünftigen ›integralen Menschen‹ schon hier und jetzt den heutigen Menschen zu verwandeln, der noch kaum begonnen hat, sich seiner Ketten zu entledigen. Hierin liegt denn auch der revolutionäre Wert all jener Werke, die die Unterminierung der beruhigenden Stereotype betreiben, auf die der entfremdete Mensch sich stützen zu können glaubt – Werke, die von Grund auf unsere Wahrnehmung der Welt umstürzen (Picasso), die ein brennendes Bewußtsein von der Lage des Menschen vermitteln (Kafka) oder aber dem Mann und der Frau die Doppelbödigkeit ihrer Wünsche entdecken (Bataille).« (Leiris 1979c, 125)

Bei »Contre-Attaque« wollte Leiris damals nicht mitmachen. Er erinnerte sich im August 1969, dass er sich über Batailles Idee, die Enthauptung von Ludwig XI. zu feiern, lustig gemacht hatte, und fragte sich im Nachhinein:

»Wäre aber eine solche Feier nicht ein schönes Happening aus politischer Motivation gewesen? Ein Irrtum jedenfalls bleibt an Bataille hängen: ein Fest dieser Art ist nicht vorstellbar *vor* der Revolution, und das noch weniger zu einer Zeit, in der die Revolution an Terrain verloren hat (das war damals der Fall, daher das Erfordernis einer ›Konterattacke‹). Ich spreche hier von einem ›Irrtum‹, doch damit bin ich vielleicht zu voreilig: Wäre eine solche Demonstration nicht eine ›Provokation‹ gewesen, im Sinne von Rudi Dutschke und den deutschen Studenten?« (Leiris 1996, 414)

Bataille irrte sich in den Augen von Leiris mit »Contre-Attaque«; was Leiris jedoch an dem Unternehmen anerkennt, ist der bei Bataille angelegte Wille, sich selbst zu über treffen (vgl. Leiris 1996, 197).¹⁹⁶ Die Thematik der Kopflosigkeit schwebte Leiris zufolge bereits zu Beginn der dreißiger Jahre in der Luft; vor *Acéphale* seien zahlreiche Texte zur Kopflosigkeit erschienen: neben Batailles Text »Le bas materialisme et la gnose« waren dies der von Leiris selbst verfasste Beitrag »Das caput mortum und die Frau des Alchimisten« in der Zeitschrift »Documents« (Leiris 1996, 473) sowie ein Text von Max Ernst »La Femme 100 [cent = sans] tête«, Desnos' »Le sens cou«, die Zeichnungen Massons und die Zeitschrift »Minotaure« (vgl. Leiris 1996, 473). Hinzu komme noch sein eigenes Interesse »für die Besessenheit (im Trancezustand den Kopf verlieren) [...]. Der Azephale ist der Mensch mit geköpfter (= amputierter) Vernunft. [...] Vielleicht könnte man von den Geschichten rund um Bataille – *Documents*, »Collège de Sociologie« usw. – sagen, es ging darum, der surrealistischen Aufwertung des Irrationalen eine wissenschaftliche Wendung zu geben.« (Leiris 1996, 473).¹⁹⁷

Leiris betrieb seine autobiographischen »Feldforschungen« in den folgenden Jahren weiter. Hiervon zeugt nicht nur sein Collège-Vortrag über das Heilige im Alltagsleben, sondern vor allem sein 1939 publiziertes Buch »L'Âge d'homme«, das er auf Anraten seines Analytikers Dr. Borel schrieb. Das Buch ist vergleichbar mit einer surrealistischen Collage, die aus Kindheitserinnerungen, Träumen, Erzählungen, wirklichen Erlebnissen und Phantasien besteht. Die Erforschung seines Selbst, die er in seinen Autobiographien unternimmt, ist die Erkundung eines eigenen Seelenerdteils, eine Reise in sein »wahres inneres Afrika«, um es mit den Worten Jean Pauls zu sagen. In einem Interview mit Madeleine Chapsal bekennt Leiris:

»Ich kann nur über das schreiben, es gelingt mir nur – fast nur! ...– über das zu schreiben, was mich persönlich emotionell berührt. Deshalb bin ich überhaupt zu dieser ganzen autobiographischen Literatur gekommen. Anders kann ich es nicht. [...] Was ich möchte, ist eine Erklärung meiner Person geben, die nicht nur psychologisch ist, das heißt ich möchte einerseits, daß man ein klein wenig begreift, was ich bin, und weiter, daß man mich nicht als das letzte vom letzten betrachtet, obwohl ich Dinge bekenne, derer ich mich schäme...« (Leiris im Gespräch mit Chapsal 1989, 200f).

In den folgenden Jahren arbeitete Leiris bei der Zeitschrift »Les Temps modernes« mit. Er unternahm zahlreiche Reisen nach Afrika und auf die Antillen und begann 1940 seine große, vierbändige Autobiographie »La Règle du jeu« zu veröffentlichen, deren letzter Band erst 1976 erschien.¹⁹⁸ Zu seinen anderen Werken zählen ausgezeichnete Träume, ethnologische Studien, Texte über die bildende Kunst. Leiris war Künstler und Ethnologe in einem. »[...] [W]as ich also wirklich gerne machen würde,

196 Der Eintrag ist vom 7. Januar 1936.

197 Leiris zitiert hier den jungen Marx mit dem Satz: »Die Kritik darf keine Leidenschaft des Kopfes sein, sondern der Kopf der Leidenschaft.« (Leiris 1996, 473)

198 Die Titel der vier Bände sind: »Biffures« (1948), »Fourbis« (1955), »Fibrilles« (1966) und »Frêle« (1976).

das wäre einen sehr guten Roman schreiben! In dem es weder um Bekenntnisse noch um Autobiographisches geht. [...] [E]s wäre für mich ein Freiheitsbeweis, der Beweis, daß es mir gelungen ist, mich in gewisser Weise von mir selbst zu emanzipieren, daß dieses widerwärtige Wiederkäuen des gleichen Themas in der ersten Person, das mich selbst anekelt, endlich erledigt ist.« (Leiris im Gespräch mit Chapsal 1989, 203) Leiris verstarb am 30. September 1990 in Saint-Hilaire.

Aktiver Humanismus

Die am meisten verbreitete Arbeit von Leiris ist der von der UNESCO publizierte Aufsatz »Rasse und Zivilisation« (Leiris 1979*d*).¹⁹⁹ Es war Alfred Métraux, der ihn zu dieser Arbeit angeregt hatte (vgl. Heinrichs 1992, 63); Leiris zitiert ihn zu Beginn seines Aufsatzes: »Der Rassismus ist eine der beunruhigendsten Äußerungen innerhalb der weltweiten Umwälzung, die sich augenblicklich ereignet.« (Métraux in Leiris 1979*d*, 73) Ausgehend von der Überlegung, dass sich der Rassismus nicht auf seine »extremste« und »böseste« Art, den nationalsozialistischen Rassismus, reduzieren lasse, macht Leiris bei der Mehrzahl der Weißen die »Vorstellung einer angeborenen Überlegenheit« aus – »auch bei denen, die sich keineswegs für Rassisten halten« (Leiris 1979*d*, 72). Je mehr sich die für minderwertig gehaltenen Rassen emanzipieren würden, desto mehr nehme der Rassismus zu; dabei sei es ein kaum »geringeres Paradox, daß man gleichzeitig die Argumente dafür unter dem Deckmantel der Wissenschaft – dieser Gottheit der Moderne – präsentiert und mit ihrer Objektivität jenes obscure Dogma zu rechtfertigen sucht.« (Leiris 1979*d*, 74)

Leiris will mit seiner Studie zeigen, dass ein Individuum den »bedeutsamsten Teil seiner psychischen Bedingtheit aus der Kultur bezieht, die sich im übrigen historisch herausgebildet hat« (Leiris 1979*d*, 75). Weniger eine angenommene »reine Rasse« – ein, wie er zeigt, wissenschaftlich unhaltbarer Begriff – oder äußere physiognomische Erscheinungen als vielmehr »kulturelle Tatsachen« und das »soziale Erbe« bestimmen seiner Meinung nach den Menschen (vgl. Leiris 1979*d*, 74); Gewohnheiten, Verhaltensmuster und körperliche Bewegungsarten bzw. der körperliche Habitus gehen zurück auf die »Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu« und sind keine Naturgegebenheiten (vgl. Leiris 1979*d*, 78). Der Begriff Rasse könne so wenig eindeutig definiert werden, dass selbst die Nazis »zur Durchführung ihrer Rassendiskriminierung auf das Kriterium der Religion zurückgreifen mußten: Es galt der als Jude, dessen Stammbaum eine bestimmte Anzahl von Vorfahren aufwies, die sich zur jüdischen Religion bekannten« (Leiris 1979*d*, 80) – hier zeige sich die Inkonsistenz des Rassismus, der je nach politischem Ziel die Tatsachen entstelle und verdrehe.

Der Begriff »Rasse« sei nach Leiris besser durch »Kultur« oder »Zivilisation« zu ersetzen; er könne höchstens auf das Gebiet der physischen Anthropologie beschränkt sein: »Sie ist die einzige Disziplin, in der ein derartiger – im wesentlichen biologischer,

199 Der Aufsatz erschien in der UNESCO-Reihe »La question raciale devant la science moderne« (1951).

weil auf Vererbung begründeter – Begriff einen gewissen Wert haben könnte.« (Leiris 1979d, 81) An zahlreichen Beispielen zeigt Leiris die Unhaltbarkeit der wissenschaftlichen Erklärungen, die von einer rassistischen Überlegenheit ausgehen und nimmt deren rassistische Klassifikationsmuster regelrecht auseinander.

Für Leiris ist der Begriff der »Rasse« kaum haltbar. Er definiert den Menschen hingegen als ein »*kulturbegabtes Wesen*« (Leiris 1979d, 90); die Kulturleistungen wiederum bedingen den Menschen. Gehe man von den zeitgenössischen ethnographischen Erkenntnissen aus, so gebe es keine Berechtigung für die Behauptung, es existierten Menschengruppen, die quasi im »Naturzustand« lebten (vgl. Leiris 1979d, 89). Nirgends werde der Körper rein in seinem ursprünglichen Zustand belassen, in keinem Volk; ebenso stehen selbst die elementarsten Bedürfnisse wie Ernährung oder Sexualität immer unter bestimmten Regeln der Gewohnheit und der Gebräuche; selbst der Traum sei kein absolutes Produkt einer freien Phantasie, sondern hole sein Bildmaterial aus dem kulturellen Umfeld (vgl. Leiris 1979d, 95): »Der Mensch im Naturzustand ist in Wahrheit nichts als eine Hervorbringung des Geistes.« (Leiris 1979d, 89)

Die Kultur ist niemals statisch, so Leiris weiter. Sie verändert sich entweder von innen in Form von Erfindungen oder Entdeckungen oder von außen durch spontane oder erzwungene Entlehnungen (vgl. Leiris 1979d, 97). Je größer die Bevölkerungsdichte und die Vielfältigkeit der Kontakte in einer Kultur, desto intensiver sei das geistige Leben. »Wie Emile Durkheim, der Begründer der französischen Soziologie anmerkte, besteht auf der anderen Seite in diesen zahlenmäßig stärkeren und dichteren Gruppen die Möglichkeit einer ausgeprägteren Arbeitsteilung.« (Leiris 1979d, 100) Die damit verbundene Spezialisierung und Perfektionierung bewirke eine Einteilung der Gruppenmitglieder in unterschiedliche soziale Klassen, zwischen denen unweigerlich Spannungen und Konflikte um Prestige und materielle Beteiligung entstehen, so dass früher oder später die etablierten Kulturformen einer Veränderung unterzogen würden.

Was die Kulturen voneinander unterscheide, seien weniger auf eine angenommene Rasse zurückgehende Unterschiede als vielmehr »die Geschichte dieser Völker« und die »Summe der sukzessiven, in einer bestimmten Verkettung und Abfolge gelebten Erfahrungen« (Leiris 1979d, 103). Wer eine wirkliche Rangfolge der Kulturen entwerfen wolle, der müsse ein Beobachter außerhalb jeglicher Kultur sein: »Da unsere Vorstellungen von Kultur selbst Bestandteil einer Kultur sind, nämlich derjenigen der Gesellschaft, welcher wir angehören, ist es uns unmöglich, die Stellung des außenstehenden Beobachters einzunehmen, die es allein erlauben könnte, eine gültige Rangordnung der verschiedenen Kulturen aufzustellen.« (Leiris 1979d, 112)

Die Rassenvorurteile und die unterschiedlichen Rassismen haben nach Leiris ökonomische und soziale Wurzeln. Sie sind »weder ererbt noch spontan entstanden« (Leiris 1979d, 118). Es liege eine gewisse »bittere Ironie« darin, dass der Rassismus sich »gerade zur selben Zeit entwickelt hat wie das demokratische Ideal, zu einer Zeit, als man sich zur Beruhigung der Gemüter immer dann auf das neu erworbene Prestige der Wissenschaft stützen mußte, wenn man auf allzu auffällige Weise die Rechte eines Teils der Menschheit verletzte oder ihm die Anerkennung verweigerte.« (Leiris 1979d, 117)

Zusammengefasst ist für Leiris das Rassenvorurteil nicht weniger als ein Vorurteil, das heißt »ein nicht objektiv, sondern kulturell begründetes Werturteil« (Leiris 1979d, 118). Für Leiris bedeutet ein Kampf gegen den Rassismus, dass man dessen Gründe in den sozialen und ökonomischen Strukturen der Gesellschaft ausfindig macht. Erst, wenn diese Strukturen sich veränderten, dann könnten auch die Rassismen verschwinden und sich »auf der Grundlage gleichberechtigter Kooperationen aller menschlichen Gruppen« neue gesellschaftliche Perspektiven eröffnen.

Totale Poesie

»Geizig
Mich leichtmachen alles ablegen
Mein gepäck aufs wesentliche reduzieren
weg mit der langen federschleppe
dem federbusch dem federkleid
weg mit all dem gefieder
Ein geiziger vogel will ich werden
trunken allein vom flug seiner fittiche« (Leiris 1992, 18)

»Michel Leiris teilt mit Desnos das Anliegen, in die Sprache selbst einzugreifen und auf sie einzuwirken, indem sie die Wörter dazu zwingen, ihr geheimes Leben preiszugeben und die undurchsichtigen Geschäfte aufzudecken, die sie außerhalb ihres Sinnes treiben«, so Breton (1996, 125) in einem seiner Radiointerviews mit André Parinaud. Der Eingriff in die Sprache ist bei Leiris aufs engste verbunden mit Selbstanalyse, Selbstentblößung und Subjektivismus. Wie er in einem Beitrag über die »Kunst und Dichtung im Denken Paul Eluards« (Leiris 1988, 76–85) schreibt, sei die Sprache, die Poesie und die Kunst das verbindende Moment zwischen den subjektiven Erfahrungen und der Welt, zwischen sich und den anderen. »Und die widerwärtige Sprache, die den Schwätzern genügt, diese Sprache, die so tot ist wie die Kränze um unsere gleichartigen Stirnen, sie müssen wir einschränken, müssen sie verwandeln in eine bezaubernde, in eine echte Sprache des gemeinsamen Austauschs zwischen uns«, so Eluard (in Leiris 1988, 77). Eluard, Dadaist und Surrealist, wollte an die Stelle des Geschwätzes eine »echte« und »geläuterte Sprache« setzen, deren Merkmal es sei, eine Gemeinschaft zu stiften. Eluard bezeugt jene für die historische Avantgarde charakteristische Forcierung einer Aufhebung von Kunst in Lebenspraxis hin zu einer *anderen* Lebenspraxis; Poesie sollte allgemein werden, »in dem Maße ein Gemeinschaftswerk, in dem sie dem Leben eingegliedert wird, gleichzeitig auch ein Ort des Austauschs, der Begegnung [...]; zumindest weiß er schon, daß Kunst und Poesie einen Sinn nur als Mittel haben, die Barrieren niederzureißen, die zwischen mir und der Welt und ebenso zwischen mir und den anderen errichtet sind.« (Leiris 1988, 79) Ziel der Surrealisten sei es nach Leiris gewesen, das »Imaginäre zu erobern und dem Leben einzuverleiben« (Leiris 1988, 80) sowie die Unterschiede zwischen den Menschen zu verringern. Mit dem im Surrealismus angelegten Willen, zum vollkommenen Menschen zu gelangen, sei ausdrücklich der Wille zur Revolution verbunden gewesen, so Leiris

(1988, 80). Der totale Mensch, der die anderen als seinesgleichen anerkenne, ist nicht vorstellbar, solange die Menschheit in Klassen unterteilt sei.

»Wenn man die Menschen, damit sie sich als das, was sie sind, voll und ganz akzeptieren, immer wieder darauf hinweisen muß, daß das Denken ihr gemeinsames Privileg ist und daß infolgedessen das Denken nicht von der Welt getrennt ist, sondern ganz im Gegenteil eine Einheit mit ihr bildet und auf sie einzuwirken vermag, um Dinge wirklich werden zu lassen, die ursprünglich nur im Geiste existieren, so stellen Kunst und Poesie die wichtigsten Elemente dieser Revolution dar.« (Leiris 1988, 81)

Die Poesie und die Kunst sind die neuen Schöpferinnen. Mit Hilfe der »echten und wirkungsvollen Sprache« der Poesie werden die Dinge anders gesehen, können andere Dinge geschaut werden. Die Poesie haucht der Sprache Leben ein (vgl. Leiris 1988, 82). Der Dichter hat nach Ansicht von Leiris am »Heraufkommen dieser totalen Poesie« zu arbeiten; gemäß Eluard muss er »einen Kampf führen, um die Menschen zu versammeln«. Eine »militante« und »totale Poesie« ist »eine Poesie nicht nur eines politisch aktiven Menschen, der sie als Waffe benutzt, sondern eines Menschen, der aktiv eintritt für den Menschen und für die Poesie als Zeichen und Zugangsweg einer integralen Menschheit.« (Leiris 1988, 83f)²⁰⁰

Die »totale Poesie« steht im Zusammenhang mit Leiris' Gesamtwerk: Zusammen mit dem Antirassismus, der Magie, dem Imaginären, dem Sakralen, dem Fremden und der Aufhebung der Hierarchien und Gegensätze kann sie in den Augen von Leiris als *allgemeine Poesie* zu einer humaneren Welt führen. Sie ist Teil seines Wunsches, das »Totalphänomen Mensch« (Mauss) zu erkunden und das Humanum einer menschlichen Totalität zu verwirklichen. Hier ist auch der Zusammenhang mit den Aktivitäten des *Collège de Sociologie* zu sehen: Ähnlich wie Leiris für eine totale Poesie eintrat, versuchte er gemeinsam mit den anderen Mitgliedern des Collège eine Art »allgemeine Sozialwissenschaft« zu etablieren, die im Anschluss an Mauss den »ganzen Menschen« (*l'homme complet*) betrachtet. Im Mittelpunkt stand sowohl bei Leiris wie auch beim Collège das »Totalphänomen Mensch«, das weder auf einen *homo oeconomicus* noch auf ein *animal rationale* reduziert werden kann und das mit Blick auf fremde Kulturen zu erforschen ist.

200 Und was hielt Breton von den Gedanken Eluards? »So beständig Éluards Beteiligung an den gemeinsamen Aktivitäten auch sein mochte, sie ging nicht ohne Zögern vorstatten: Von Surrealismus und Poesie im traditionellen Sinne des Wortes ist es ganz offenbar diese letztere, die ihm als Ziel vorschwebt, was – aus surrealistischer Sicht – die schlimmste Ketzerei darstellt (denn es versteht sich von selbst, daß die Ästhetik, die wir unterbinden wollten, hier gleichsam durch die eigene Haustür wieder hereinkommt).« (Breton 1996, 124) Im März 1948 bemerkte Breton in einem Gespräch mit Aimé Patri, dass eine »neue Ordnung« nur kommen könne, wenn sich »die Soziologie – eine aktive und nicht länger passive Soziologie – und die Poesie – endlich ihres Schnurrens ledig und zu ihren allerhöchsten Vorrechten zurückgeführt – auf mysteriöse Weise vereinigen, um sie hervorzubringen.« (Breton 1996, 327)